

DOROTA NOWAK

DER IDENTITÄTSROMAN DER WENDE-ZEIT AM BEISPIEL AUSGEWÄHLTER TEXTE VON GÜNTER DE BRUYN UND MONIKA MARON

Die vorliegende Arbeit untersucht das Problem der Identität in den Werken *Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht* und *Neue Herrlichkeit* von Günter de Bruyn sowie *Stille Zeile Sechs* von Monika Maron. Der Begriff bezieht sich auf das Selbstbild der Hauptprotagonisten, dessen Ausprägung sich am Fortgang der Handlung beobachten läßt. Hier wird die Ich-Identität als eine Identifikation aller charakteristischen Merkmale eines Individuums verstanden, die sich aus der Selbstreflexion sowie dem sozialen Status ergibt. Gerade der soziale Aspekt wird hier als der für den Identitätserwerb ausschlaggebende hervorgehoben. Den Erwerb definieren wir – nach Erik H. Erikson – als ein Resultat psychosozialer Krisen, die das Individuum erlebt.¹ Die Krisen entstehen durch die Konfrontation der Selbsteinschätzung mit den Erwartungen anderer Menschen, d.h. mit den dem Individuum zugeschriebenen sozialen Rollen. Unter einer Rolle sind festgelegte Verhaltensweisen zu verstehen, die eine Gruppe dem Individuum aufzwingt. Das soziale Handeln eines Menschen beruht daher auf dem Antizipieren der Erwartungen, die andere an ihn stellen, und auf ihrer Erfüllung. Erst wenn dadurch die sozialen Rollen in eine harmonische Selbstverfassung integriert werden, wird die Ich-Identität zustande gebracht.² Wenn sich die Selbsteinschätzung und die Rollen als unvereinbar erweisen, kommt es zum Entfremdungseffekt und damit zu einer Identitätsverwirrung.³ Von entscheidender Bedeutung ist hier der Spielraum, in dem das Individuum handelt, d.h. die ihm von seiner Umgebung gegebenen Möglichkeiten, die Selbstverfassung in das faktische Sein umzusetzen.⁴

¹ Vgl. Joachim Ritter, Karlfried Gründer (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Basel/Darmstadt 1992, S. 148.

² Vgl. ebenda.

³ Vgl. Norbert Ratz: *Der Identitätsroman. Eine Strukturanalyse*. Stuttgart 1994, S. 8–17.

⁴ Vgl. Ritter/Gründer (wie Anm. 1), S. 1390.

In den Überlegungen, die in dieser Arbeit angestellt werden, sind der Staat und seine Machthaber als die Instanz zu verstehen, die den Spielraum begrenzt und ein von den Gesetzmäßigkeiten abweichendes Verhalten des Individuums mit Sanktionen belegt.

Für diese Skizze wurden Texte ausgewählt, die im Hinblick auf ihren Inhalt, d.h. auf die Problemstellung der Umbruchzeit in der DDR (nicht im Hinblick auf das Erscheinungsjahr) als Romane der Wende-Zeit angesehen werden können. Sie sind als Identitätsromane durch die Erfahrungen der Hauptprotagonisten repräsentativ.

Die Handlung der Autobiographie *Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht* von Günter de Bruyn erstreckt sich über die im Titel genannten vierzig Jahre, von der Gründung der DDR, die Günter de Bruyn mit 22 Jahren erlebte, bis zur Vereinigung beider deutschen Staaten. Der Erzähler versucht, durch das Rückblenden in die Vergangenheit eine Analyse seines Ichs durchzuführen. Die Erinnerung läßt ihn über seine Identität reflektieren, indem er deren Verlust, ihre Verwirrung und wieder ihren Aufbau nachvollzieht. Umstände, in denen man dem Autor bestimmte Handlungsmuster aufzuzwingen versuchte, führten ihn immer wieder dazu, seine Identität in Frage zu stellen.

Die Identitätskrise wurde schon bei seiner Arbeit als Bibliothekar deutlich. Sehr oft kam es bei dieser Beschäftigung für den Erzähler zu Gewissenskonflikten, bei denen es ihm schwer fiel, „den Vorrang des Ideologischen vor dem Bibliothekarischen“⁵ zu akzeptieren. Wie in allen Lebensbereichen in der DDR, mußte man auch im Bibliothekswesen nach einer vom Staat aufgestellten Doktrin verfahren. Der Zwiespalt zwischen dem Vorgeschriebenen, an dem der Autor festhalten mußte, und dem, was er dachte, wurde immer deutlicher. Oft gibt er zu, daß ihm die Überzeugung fehlte, um die Vorgaben seiner Vorgesetzten einzuhalten. Die Distanz zur Arbeit läßt ihn seine soziale Rolle als Bürger der DDR, als Bibliothekar und sein eigenes Ich stark voneinander abgrenzen. Er empfindet das zunächst zwar als lästig, findet sich aber mit solchen Zuständen ab, bezeichnet seine Arbeit als ziemlich bequem, tritt dem Schriftstellerverband wegen sozialer Vergünstigungen bei und setzt viele „Tarnmethoden“⁶ ein, um in seinem Beruf funktionieren zu können. Erst nach Jahren nennt er das opportunistisch. Anfangs sieht er das eher als harmlos an, was insbesondere beim Verfassen einer Freihand-Broschüre, in der eine „Umwertung der Werte“⁷ vorgenommen werden sollte, zum Vorschein kommt.⁸ Das Unbehagen, das er beim Eingehen auf verschiedene Rollen empfindet, wächst langsam. Seine schwankende Identität findet Ausdruck auch in seinem Verhältnis zum Widerstand. Einerseits erklärt er den Standpunkt seines Freundes Herbert, er taue nicht zum Widerstandskämpfer, er müsse dann aber wenigstens als „Sand im

⁵ Günter de Bruyn: *Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht*. Frankfurt (M.) 1996, S. 101.

⁶ Ebenda, S. 36.

⁷ de Bruyn (wie Anm. 5), S. 58.

⁸ Vgl. ebenda, S. 57–62.

verhaßten Getriebe wirken“⁹, für ein Anzeichen seines mangelnden Ehrgeizes. Andererseits erkennt er, daß er in seiner Arbeit als Bibliothekar oft skrupellos, manchmal sogar feige vorgeht.¹⁰ Er akzeptiert – auf eine auch für ihn selbst nicht ganz verständliche Weise – die Doppelmoral, die ihn umgibt und auch ihn betrifft. Der Zwang zum Lügen und andererseits das Schweigegebot, das man allen auferlegte, wurden zur Konvention. Als unerträglich beginnt er das aber erst bei seinen ersten literarischen Versuchen zu empfinden.

Seine beiden ersten Erzählungen, die die Zensur zwar zuerst ablehnte, die dann aber doch veröffentlicht werden konnten, fanden Anerkennung bei vielen Lesern, auch unter Kritikern. Das Gefühl, etwas Schlechtes geschrieben zu haben, unterdrückte der Autor dank des Einverständnisses, mit dem sein Werk rezipiert wurde. Vielleicht war seine Scham nicht nur durch die fragwürdige literarische Qualität der Erzählungen verursacht, sondern auch durch die Tatsache, daß er als ein DDR-Schriftsteller veröffentlichte.¹¹

Zu einer der stärksten Identitätskrisen brachten ihn aber erst die unvereinbaren Gefühlsgegensätze, die bei ihm das Erscheinen seines ersten größeren Werks erzeugte. Beim Schreiben der Autobiographie richtete sich der Autor nur nach einem Prinzip: Er versuchte, alle möglichen Einwände, die die Zensur hätte erheben können, vorwegzunehmen.

Aus der geplanten Darstellung des Geisteszustandes meiner Jugend in den Nachkriegsjahren war ein Bildungsroman geworden, der das ursprüngliche Thema ans Erziehungsschema verriet. Das Glück der Freiheit von aller Bindung wurde so zum pädagogischen Auftakt, die Abwehr aller ideologischen Fesseln zur Suche danach. Zwar entläßt der Roman seinen Helden am Schluß nicht als Sozialisten, aber doch als einen, der es bald werden kann.¹²

Alles, was sonst für den Autor wichtig gewesen wäre, verschwieg er. Der Roman wurde gelobt und mit einem Preis ausgezeichnet. Das Schamgefühl und die Unzulänglichkeit seiner bisherigen Handlungsprinzipien wurden in dieser Zeit unleugbar; diese Identitätskrise endete mit einer schweren körperlichen Krankheit. Er zog sich zurück in ein Sommerhaus im Wald, wo er nicht mehr an seine Bücher, den Verlag, die Zensur und seinen Opportunismus denken mußte, wo seine „tägliche Schizophrenie“¹³, wie er diesen Zustand zu nennen pflegte, nicht so spürbar war. Die Erfahrung stellte sich aber als identitätsrelevant heraus, denn als der Verlag für seine nächste Erzählung keine Genehmigung der Zensur erhielt, fühlte er sich erleichtert. Die Demütigung, die er bei der Ehrung für den autobiographischen, „gelogenen“ Roman empfand, war diesmal empfindlicher als die ungenutzte Chance, gedruckt zu werden.

Seine Identität prägte sich immer deutlicher aus; zuerst schien sie auf einem Gegensatz zwischen „ich“ und „sie“ zu beruhen, zwischen seiner eigenen Persön-

⁹ Ebenda, S. 57.

¹⁰ Vgl. ebenda, S. 61.

¹¹ Vgl. ebenda, S. 96–98.

¹² de Bruyn (wie Anm. 4), S. 116f.

¹³ Ebenda, S. 99.

lichkeit und allen anderen – Mitarbeitern, Bekannten, Parteimitgliedern, Machhabern. Sehr oft weist er auf die Isolation hin, die nach der Verhaftung seiner Freunde Herbert und Hans Werner immer stärker spürbar wurde. Die Absonderung des Ichs von allen anderen wird aber für eine kurze Zeit aufgehoben. Bei einer deutsch-deutschen Tagung über die Problematik von Freihandbibliotheken, hielt er dank seiner Erfahrungen im Bibliothekswesen ein Referat und begegnete vielen Kollegen aus der BRD, unter denen er sich wohl und sicher fühlte. Der Erzähler bekennt sich als „ihr heimlicher Glaubensbruder [...]“. Selten habe ich zu Menschen so schnell Vertrauen gefaßt wie zu diesen Kollegen, die meine Zwangsunterwerfung als solche erkannten und mich bald als einen der ihren ansahen.“¹⁴ Unter seinen Arbeitskollegen fühlte er sich fremd und zu Ansichten gezwungen, die er nicht vertrat. Diese Tagung warf aber viele Fragen auf, auch die nach der Emigration in den Westen. Das Problem durchzieht den ganzen Roman, immer wieder setzte sich Günter de Bruyn mit der Versuchung auseinander, in der BRD zu leben und dort seinen Beruf auszuüben. Seine Entscheidung, trotz vieler Emigrationsmöglichkeiten in der DDR zu bleiben, begründet er nie eindeutig. Einerseits wollte er seine Mutter nicht verlassen, die ihn dazu erzog, „daß man dort, wo man hingestellt wurde, ausharren muß“.¹⁵ Andererseits hoffte er, in der DDR eine Karriere als Schriftsteller machen zu können, wofür sein erster literarischer Erfolg durchaus sprach. Es gab vielleicht auch eine Art Furcht vor einer Bewährungsprobe im Westen, vielleicht auch Angst davor, alles Vertraute zu verlassen und ein neues Leben in einer ganz anderen Welt zu beginnen.¹⁶ Viele Jahre später, als er während einer Lesung in einer Kirche viel Beifall erntete, nachdem er verneinend auf die Frage geantwortet hatte, ob er zu emigrieren vorhabe, hatte er das Gefühl, unverdient gelobt zu werden. Seine Beweggründe, in der DDR zu bleiben, waren eben nicht so eindeutig politisch, wie das Publikum annahm. Man verehrte ihn, er aber versuchte, sich mit seiner oft opportunistischen Vorgehensweise, mit seiner Unterwürfigkeit¹⁷, Heuchelei und mit seinen Schuldgefühlen zu arrangieren. Erschüttert durch den Mauerbau in Berlin, wollte er sein Leben in der DDR neu gestalten; das, was er für provisorisch hielt, stellte sich als endgültig heraus. Sein Schwanken zwischen den beiden deutschen Staaten – wenn auch nur auf gedanklicher Ebene möglich – mußte schlagartig enden. Von einem Tag auf den anderen wurde seine Zugehörigkeit zur DDR unlegbar.

Auf die Dauer also galt es sich einzurichten, Familien zu gründen, Kinder zu kriegen, sich um besseren Wohnraum und ein Wochenendgrundstück zu kümmern, um der Karriere willen der Partei beizutreten, zumindest aber nicht unliebsam aufzufallen und sich vielleicht auch der Ideologie mehr zu öffnen; denn in politischer Dauerschizophrenie lebt es sich schlecht. Die Gewöhnung konnte ich auch an mir selbst studieren [...], aber ich lernte, mein Leben auf die neuen Bedingungen einzustellen und nicht ständig über die Freiheitsbeschneidung erbost zu sein.¹⁸

¹⁴ Ebenda, S. 105.

¹⁵ Ebenda, S. 106.

¹⁶ Vgl. de Bruyn (wie Anm. 4), S. 217.

¹⁷ Vgl. ebenda, Stasi-Geschichte.

¹⁸ Ebenda, S. 110.

Einerseits wurde der Zwiespalt in seiner Identität auf eine gewisse Art und Weise durch den Mauerbau beseitigt, andererseits wurde er noch vertieft. „Beiden Seiten war ich verpflichtet, existentiell dem Osten, in dessen Herrschaftsbereich ich lebte, mein Geld verdiente und Anerkennung gefunden hatte, geistig und moralisch dem Westen, in dem ich mit meinen Ansichten und Interessen zu Hause war.“¹⁹

Als einer der Wendepunkte in seiner Identitätsentwicklung gilt auch die schon erwähnte Lesung in einer Dresdner Vorstadtkirche. Dem Autor wurde hier die Bindung bewußt, die zwischen einem Schriftsteller und seinen Lesern entsteht, der moralische Aspekt des Schriftsteller-Seins und die Verantwortung, die dafür zu tragen ist. Bei der Lesung konnte er seiner literarischen Tätigkeit die Identität eines Schriftstellers abgewinnen.

Dieses Zugehörigkeitsgefühl wurde auch bei der Ausbürgerung von Wolf Biermann bestätigt. Das Ereignis stellte zwar de Bruyns bisherige Existenz in der DDR in Frage, sein wechselndes „Mitlaufen und Distanzhalten“;²⁰ das Gefühl, ständig bedroht zu sein, ließ sich nicht mehr verdrängen. Doch brachte ihn dieser Fall mit anderen Intellektuellen zusammen. Das gemeinsame Unterschreiben des Protestes gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns stärkte die Verbundenheit zwischen ihnen, stärkte auch bei Günter de Bruyn das Bewußtsein, ein Schriftsteller, wenn nicht auf oppositioneller, dann auf protestierender Seite zu sein. Wieder wurde die Abgrenzung des Ichs von den anderen deutlich (wir, die Intellektuellen, die sich gegen den Ausbürgerungsakt wenden, und die anderen, parteitreuen). Obwohl er wegen seines Bedürfnisses nach Harmonie den Gedanken, aus dem Schriftstellerverband auszutreten, aufgab, bildete sich die Identität eines seinen Staat eindeutig Ablehnenden heraus. Er gibt seine Anpassung zwar zu: „Entschloß man sich aber zu einer Widerrede, die hinterher Ärger brachte und gar nichts bewirken konnte, wurde die Arbeit am Buch noch empfindlicher als von den durch Schweigen verursachten Versagensgefühlen gestört.“²¹ –, doch das, was er früher „realpolitisch“ nannte, fällt ihm jetzt als ein Anzeichen von Opportunismus zur Last.

Sein nächster Roman, *Neue Herrlichkeit*, erschien zunächst nur in der BRD; in der DDR wurde seine Veröffentlichung trotz vieler Anstrengungen des Verlags anfangs verboten. Günter de Bruyn nahm das Verbot mit eindeutiger Genugtuung hin.

Nun war ich im Abseits, in das ich gehörte. Mein Mißverhältnis zum Staat war offenkundig geworden. Mein Vertragsabschluß mit S. Fischer, den das Hinfalligwerden des Lizenzvertrages erfordert hatte, war für mich auch ein fröhlicher Abschied von dem ständigen Rücksichtnehmen auf die Zensur. Kompromisse wollte ich mir fortan nicht mehr gestatten. Als mir ein DDR-Leser wenig später vorwurfsvoll sagte, er habe die *Neue Herrlichkeit* wie das Buch eines Autors gelesen, der der DDR schon Ade gesagt habe und ihr keine Chancen mehr gebe, stimmte ich ihm erfreut zu.²²

¹⁹ Ebenda, S. 124.

²⁰ de Bruyn (wie Anm. 4), S. 204.

²¹ Ebenda, S. 229.

²² Ebenda, S. 250.

Von den Veränderungen, die in dieser Zeit in der DDR eintraten und eine gewisse Lockerung des staatlichen Drucks brachten, ist im Roman selten die Rede. Es ist eher zwischen den Zeilen zu lesen, daß sie sich auf die Bewußtseinsbildung des Autors auswirkten.

Er lehnte den Nationalpreis erster Klasse ab, der ihm von den DDR-Machthabern verliehen werden sollte, was ihm allgemeine Anerkennung einbrachte. Diese Belohnung für das Abseitsstehen konnte alle seine „Gesten, Halbheiten, Feigheiten und Versäumnisse von Jahrzehnten“²³ entschuldigen und gutmachen. Erst an dieser Stelle gibt er zu, daß seine nach Jahren gewonnene Souveränität mit dem Ende der DDR zusammenlief.

Die Öffnung der Mauer am 9. November 1989 und der bevorstehende Zusammenbruch des Kommunismus erzeugten bei Günter de Bruyn gegensätzliche Gefühle. Neben Jubel und Freude werden Selbstvorwürfe deutlich, sich am Befreiungsprozeß von dem Regime nicht aktiv beteiligt zu haben, was der Nicht-Bewältigung seiner eigenen Schwächen gleicht. Der Zusammenbruch der DDR löste aber vor allem die Gemeinschaft auf, die unter dem Druck des Totalitarismus entstand. Die „Notgemeinschaft“, wie Günter de Bruyn sie oft nennt, die sich auf die Ablehnung des Staates stützte, war für ihn identitätsstiftend. Nach dem Ende der DDR muß er in bestimmtem Maße einen Verlust seiner Identität erleiden. Die Abgrenzung des Ichs hatte auch in politischer Hinsicht keine Daseinsberechtigung mehr. Er identifiziert sich aber weder mit den Jubelnden noch mit den Enttäuschten und gegen das Ende der DDR Protestierenden. Mit Gelassenheit und Ergebenheit denkt er an die Verwirrungen seines Ichs innerhalb von diesen vierzig Jahren zurück.

Günter de Bruyns Roman *Neue Herrlichkeit* mißt man mit anderen Kategorien. Gerade der fiktive Charakter (trotz vieler autobiographischer Züge), der ironische Ton, der oft im Roman spürbar ist und vor allem der Abstand, den der Autor zum Erzählten hält, zwingen ihm eine ganz andere Erzählweise auf, verlangen aber auch vom Leser, daß er andere Maßstäbe anlegt. Zwar ist das moralische Gewicht beider Texte unterschiedlich, doch gleicht sich das Hauptproblem in diesen Büchern: die Identitätsbildung in einem totalitären Staat.

Im Mittelpunkt des Werks steht Viktor Kösling. Sein Vater – ein hoher DDR-Funktionär –, seine Macht und sein bekannter Name determinieren die Identität Viktors. Sie ist nur eine Summe von Erwartungen seiner Eltern und anderer Menschen sowie ihrer Vorstellungen, wie jemand mit dem Namen „Kösling“ sein könnte. Viktor lernt es, seine Persönlichkeit zu verheimlichen und sie auf die Wünsche anderer auszurichten. Sein wahres, von anderen unabhängiges Ich existiert nicht; Viktor verläßt sich beim Umgang mit anderen Menschen auf die Wirkung, die sein Name bei ihnen erzeugt. Das führt zu dem einzigen Konflikt, den er kennt: Er kann nicht voraussehen, ob der Eindruck, den sein Name macht, positiv oder negativ sein wird. Doch setzt er sich lieber dieser ihm schon vertrauten Gefahr aus, statt sich auf einem neuen Terrain zu bewegen und mit Menschen zu

²³ de Bruyn (wie Anm. 4), S. 253.

verkehren, die von seiner Herkunft nichts ahnen. Außerdem bringt ihm das oft Nichtbeachtung ein. Zu den Überlegungen, die er wegen seines Ichs anstellt, veranlaßt ihn also eher das Sicherheitsbedürfnis als eine Identitätssuche. Was Viktor mit äußerster Anstrengung zu verbergen versucht, ist seine Ehrgeizlosigkeit, denn das würde seine ehrstüchtige und übertrieben strebsame Mutter wahrscheinlich nicht dulden. Sie versucht, Viktor – seiner Karriere zuliebe – zum Schreiben einer Dissertation zu bewegen, was er ohne Widerspruch hinnimmt. Obwohl er kein Interesse an der wissenschaftlichen Arbeit hat, versucht er, einen unstillbaren Drang nach Wissen vorzutäuschen, um den Wünschen seiner Eltern entgegenzukommen. Seine Kontakte zu ihnen sind klar und genau geregelt, fast institutionalisiert. Er läßt sie für sich entscheiden und fügt sich ihren Anordnungen.

Daß der Ehrgeiz, den sie [seine Mutter] für Viktor hat, diesen daran hindert, selbst welchen zu entwickeln, sieht sie nicht, und Viktor denkt nicht daran, sie in dieser Hinsicht sehend zu machen. Das könnte Konflikte erzeugen, die auszutragen er nicht gelernt hat. Er ist gewöhnt, der zu sein, der gewünscht wird. Als der Vater noch da war [Viktors Eltern ließen sich scheiden], hatte sich nach ihm, dem Allmächtigen, alles zu richten, nach seiner Arbeit, seinen Gewohnheiten, seinem Befinden und seinen Launen. Gut war, hatte das Kind Viktor von früh auf gelernt, was dem Vater angenehm war, schlecht dagegen, was ihm mißfiel.²⁴

Selten stellt Viktor Selbstreflexionen an. Wenn es dazu kommt, nennt er seine Gedankengebilde „Autologien“:

Es sind Gedanken, die er allein denkt [die also kein anderer vor ihm oder für ihn gedacht hat], es sind Gedanken über ihn selbst. [...] Sie sind, solange sie dauern, wie außer ihm da, Gedankenobjekte, deutlich, anschaulich, logisch, durch klare Grenzen gerahmt, Gesamtkunstwerke, die ein einziges unerschöpfliches Thema immer aufs Neue variieren: ihn, in verschiedener Beleuchtung.²⁵

Durch diese Reflexion wird er sich aber seiner schwindenden Identität nicht bewußt. Durch das „Autologisieren“ überprüft er die Wünsche anderer und gibt sich mit ihrer Erfüllung zufrieden.

Nachdem seine Mutter auf die Idee gekommen ist, ihn in das staatliche Erholungsheim „Neue Herrlichkeit“ zu schicken, um günstige Bedingungen für seine wissenschaftliche Arbeit zu schaffen, geht Viktor auf ihren Vorschlag gern ein. Dort sollte er Zeit und Ruhe finden, die für eine gelungene Dissertation unentbehrlich sind. Durch starke Schneefälle wird die „Neue Herrlichkeit“ von der Umgebung abgeschnitten. Einige Wochen durchlebt er in völliger Isolation von der ihm vertrauten Umwelt. Statt sich aber mit seiner Arbeit zu beschäftigen, lebt er sich schnell in der „Neue(n) Herrlichkeit“ ein, lernt Einheimische kennen und läßt sich auf eine Affäre mit Thilde, einer Stammbewohnerin des Erholungsheims, ein. Hiermit beginnt eine banale Geschichte: Er, ein gebildeter junger Mann, dem eine brillante Karriere bevorsteht, will ein armes, einfältiges Mädchen heiraten, was seine Eltern mit allen Mitteln zu verhindern versuchen. Wie immer hat Viktor

²⁴ Günter de Bruyn: *Neue Herrlichkeit*. Frankfurt (M.) 1996, S. 27.

²⁵ Ebenda, S. 38.

keinen Mut und wahrscheinlich auch keine Lust, ihnen den Gehorsam zu verweigern. Er verläßt das Mädchen und schlägt eine Diplomatenlaufbahn ein.

Die Erlebnisse der in der „Neue(n) Herrlichkeit“ verbrachten Wochen erschütterten aber seine Persönlichkeit. Hier erfährt er die erste Identitätsverwirrung. Wenn sie ihm auch nicht ganz bewußt wird, so beginnt er eine *instinktive* Identitätssuche. Viktors Liebe zu Thilde bringt seine bisherigen Handlungsprinzipien durcheinander. Sein Innenleben wird rege wie nie zuvor; er versucht, Thilde zu gewinnen, schmiedet Pläne für ihre gemeinsame Zukunft, wird zum ersten Mal aktiv, indem er allein Entscheidungen trifft und sie in die Tat umsetzt. Er gibt die Doktorarbeit auf, weder die Eltern noch ihre Erwartungen bekümmern ihn. Zum ersten Mal wird ihm bewußt, daß er in seinem Leben auf bestimmte Rollen eingeht. Verblüfft bemerkt er, daß er immer eine Rolle zunächst übte und dann spielte, so daß er ein spontanes, authentisches Auftreten verlernte.²⁶

Den ersten Antrieb zu Reflexionen über sein wahres Ich gibt ihm ein Gespräch mit Sebastian, einem Gärtner in der „Neue(n) Herrlichkeit“. Seine Worte über Gehorsam, Prinzipien, innere Werte, Freiheit und Glück²⁷ stiften Unruhe in Viktors Innenleben. Zum ersten Mal bezieht er in seine Überlegungen die Frage nach der sozialen Zugehörigkeit und vielleicht auch nach der Zwangslage ein. Irrigerweise nimmt er an, daß die „Dressur“, die seine Umgebung an ihm versuchte, misslang: denn Ehrgeiz, dessen Mangel Viktor die meisten Schwierigkeiten bereitet, konnte ihm trotz vieler Anstrengungen nicht beigebracht werden.

Doch jetzt steht bei ihm nicht die fehlende Strebsamkeit, mit der er die Wünsche seiner Eltern erfüllen könnte, im Vordergrund, sondern Thilde. Auch an ihr entdeckt Viktor den Veränderungsdrang; „sie begnüge sich nicht mit ihrem gegenwärtigen Sein, sie denke stets an ihr Werden“.²⁸ Ein Widerspruch regt sich in Viktor, er will sich jetzt selbst Ziele im Leben setzen. Die Selbständigkeit, die er gewinnt, findet auch in seinem Umgang mit anderen Menschen ihren Ausdruck. Bei einer Auseinandersetzung mit Sebastian, der ebenfalls in Thilde verliebt ist, wagt es Viktor, Widerstand zu leisten. Er widerspricht ihm entschieden, er werde seine Bemühungen um ihr Herz nicht aufgeben, er werde Thilde heiraten. Zum ersten Mal kann Viktor die Tatsache ertragen, daß er bei jemandem das Gefühl der Unzufriedenheit weckte.

Sein fester Entschluß, über sein Leben selbst zu entscheiden, war aber doch zu schwach. Aus der „Neue(n) Herrlichkeit“ gerissen, läßt er sich leicht wieder davon abbringen. Er verzichtet auf Thilde und unterwirft sich den Bestimmungen seiner Eltern. Die Identitätsverwirrung und die darauf folgende Identitätssuche scheitern bei Viktor. Er kehrt zu seiner Persönlichkeit eines Gehorsamen und Angepaßten zurück, verliert völlig den Abstand zu seinen sozialen Rollen. Sein Ich und die Anforderungen anderer Menschen lassen sich wieder in Einklang bringen. Viktor entlastet sein Gewissen, indem er seine Identität beiseitedrängt.

²⁶ Vgl. ebenda, S. 84.

²⁷ Ebenda, S. 46–48.

²⁸ Ebenda, S. 118.

In Monika Marons 1991 erschienenem Roman *Stille Zeile Sechs* verläßt Rosalind Polkowski, eine zweiundvierzigjährige Historikerin, Mitte der achtziger Jahre die Barabassche Forschungsstätte, in der sie seit Jahren arbeitete. Sie beschließt, nicht mehr für Geld zu denken. Die Tätigkeit in dem Forschungsinstitut bedeutete für sie, für Geld zu lügen. Ihre wissenschaftliche Arbeit diente der Begründung und Bestätigung der im kommunistischen System geltenden Doktrinen. Dies empfand sie als Schande; ihre zwiespältige Existenz zwischen dem Ich und der Rolle als Angestellte in der Barabasschen Forschungsstätte führte zu einer extremen Identitätsverwirrung.

Jeden Tag sperrte ich mich freiwillig in einen Raum, der seiner Größe nach eher eine Gefängniszelle war und den man mir ebenso zugeteilt hatte wie das Sachgebiet, dem ich acht Stunden am Tag meine Hirntätigkeit widmen mußte. [...] Nicht mir wurde das Sachgebiet zugeteilt, sondern ich dem Sachgebiet und auch dem Zimmer.²⁹

Auf diese Krise reagiert sie mit völliger intellektueller Verweigerung. Sie entschließt sich, ihren Kopf von der demütigenden Erwerbstätigkeit auszuschließen.

Sie trifft in einem Café Professor Herbert Beerenbaum, einen ehemals mächtigen DDR-Funktionär, und geht auf seinen Vorschlag ein, bei ihm zu arbeiten. Sie soll bei seinen Memoiren helfen, wobei sie ihren Verstand ausschließen und als rechte Hand dienen kann, die seine Erinnerungen niederschreibt. Rosalind nimmt die Arbeit zum einen Teil aus Geldnot an, andererseits auch aus Neugier, Beerenbaum kennenzulernen und seine Beweggründe herauszufinden. Sie möchte erfahren, warum der Professor gerade ihr diese Arbeit anbietet. Vielleicht weckt ihr Entschluß, für Geld nicht zu denken, sein Interesse, vielleicht ihre Kenntnis einiger seiner Lebensumstände. „Wahrscheinlich war er ein polemischer Charakter, der seine Gedanken nicht um ihrer selbst willen, sondern nur im Widerspruch zu anderen artikulierte, und der hoffte, daß ich ihm als Spiegel dienen würde für seine Spiegelfechtereien.“³⁰ Sie will bei Beerenbaum arbeiten, obwohl sie ihn haßt – oder weil sie ihn eben haßt. Professor Herbert Beerenbaum, „noch vor drei Jahren ein mächtiger Mann an der Seite anderer mächtiger Männer“,³¹ verkörpert die Generation ihres Vaters, die Generation jener, die Herrschaft auf sie auszuüben versuchten. Gerade der Verlockung, sich mit jemandem, der ihrem Vater so ähnelt, auseinanderzusetzen, kann sie nicht widerstehen. Das Gesicht Beerenbaums, sein Haus, sogar seine Strickjacke erinnern Rosalind an ihren Vater. Sie erlebt eine Art Déjà-vu, wenn sie Beerenbaum sprechen hört; den autoritären, von Unfehlbarkeit zeugenden Ton kennt sie. Jetzt versucht sie, den Kampf, den sie mit ihrem Vater und seinesgleichen begann, mit Beerenbaum auszutragen.

Schon in der Schule, wo ihr Vater Direktor war, mußte sie beweisen, daß sie nicht auf seiner Seite, d.h. auf der Seite der Macht, steht, sondern sich mit ihren Mitschülern identifiziert. Sie fühlte sich damals als Tochter des Schuldirektors schuldig und versuchte, ihre Unschuld zu beweisen. Ihr ganzes Leben lang sah sie

²⁹ Monika Maron: *Stille Zeile Sechs*. Frankfurt (M.) 1991, S. 22.

³⁰ Ebenda, S. 30.

³¹ Ebenda, S. 29.

sich als ein Opfer ihres Vaters, aller Machthaber und des Staates. Immer wieder erinnert sie sich an einen Satz, den sie in einem Werk von Ernst Toller las: „Muß der Handelnde schuldig werden, immer und immer? Oder, wenn er nicht schuldig werden will, untergehen?“³² Ihr Ich wird von der Schuldfrage geprägt, die sich durch den ganzen Roman durchzieht. Rosalind wehrt sich vor dem Opfer-Sein, haßt es und kann sich dafür nicht entschuldigen. Sie bewältigt auch nicht das Schuldgefühl, gegen die Macht, der sie zum Opfer fiel, nichts unternommen zu haben. Sie hätte als Tochter eines Schuldirektors (eines DDR-Funktionärs?) an der Spitze des Widerstandes stehen müssen. Sie hätte desto mehr leisten sollen, um ihre desto schwerere Schuld zu löschen. Andererseits fühlt sie sich aber verletzt und ihres Lebens schuldlos beraubt (kann sie etwas dafür, daß sie seine Tochter war?). Diese Identitätskrise versucht sie zu meistern, indem sie sich mit Beerenbaum auseinandersetzt. Es zeigt sich, daß sie ihren Kopf von der Arbeit doch nicht freihalten kann. Immer deutlicher regt sich in Rosalind ein starker Widerspruch, wenn sie die Sätze des Professors hört und dadurch seine Ansichten kennenlernt. Sie kann keinen Abstand von dieser Tätigkeit wie „eine Schreibmaschine“ gewinnen. Sie befürchtet, durch das Niederschreiben der Anschauungen Beerenbaums zu einem Mittäter zu werden. Dieser Gedanke an eine mögliche Mitschuld beunruhigt sie sehr. Ohne Beerenbaum, ihren Vater und den Staat, in dem sie aufwuchs, wäre ihr ganzes Leben anders verlaufen. Vielleicht sieht sie auch manchmal in Professor Beerenbaum ein Opfer, dessen Enthusiasmus, Glaube und Tatendrang im kommunistischen Staat mißbraucht wurden. Sie will jetzt die Rollen Opfer-Täter tauschen. Sie quält ihn mit Fragen nach dem Kommunismus, nach der Arbeiterklasse, ihrer Macht und Schuld; sie hofft, Beerenbaum mit ihren Fragen zur Verzweiflung zu treiben. Ihr Drang, Rache zu nehmen, verwirrt sie. Sie macht sich zum Vorwurf, daß sie im Arbeitsalltag so gut miteinander umgehen. Sie haßt ihn doch, aber „etwas obszön Familiäres breitete sich aus zwischen Beerenbaum und mir, eine verbotene Normalität“.³³ Sie stellt sich vor, wie sie ihn blutig schlägt und tötet, wie eine Klassenfeindin einen Machthaber umbringt. Dies verdeutlicht, wie die feindselige, durch Schuldgefühle determinierte Haltung, die sie einnahm, ihre innere Spaltung in das gewünschte und das gehaßte Ich vertiefte. Diese Auflösung des Ichs findet auch in der Erzählweise ihren Ausdruck, indem die Autorin in dieser Szene auf den Ich-Erzähler verzichtet.

Rosalind Polkowski will Beerenbaums Tod. Sie hofft, damit endgültig von ihm, ihrem Vater, einem Teil ihres Lebens, in dem sie ein passives Opfer war, und von ihrer Schuld frei zu werden.

Ich muß seinen Tod wünschen, weil er jedes Haus, jedes Stück Papier, jeden Gedanken, weil er alles, was ich zum Leben brauche, gestohlen hat und nicht wieder rausrückt. Er zwingt mich, das Abscheulichste zu tun, was ich mir denken kann: jemandes Tod zu wünschen.³⁴

³² Maron (wie Anm. 29), S. 41.

³³ Ebenda, S. 104.

³⁴ Ebenda, S. 156.

Wenn sie ihn aber im Krankenhaus besucht, ist sie – durch ihr Mitleid – bereit, sich zu versöhnen. Sie möchte vielleicht ihre Wut an ihm auslassen; ihr fehlt aber der Mut dazu, und auf seine direkte Frage, warum sie ihn so hasse, gibt sie eine ausweichende Antwort.

Zu seiner Beerdigung kommt sie, um sich zu vergewissern, daß sie diesen unerträglichen Teil ihrer Identität verdrängte und alles, was sie in ihrem Leben als ein Verhängnis ansah, auslöschen kann.

Die hier vorgelegte Analyse läßt den Schluß zu, daß die Erzählstruktur der drei Werke auf die Identitätssuche orientiert ist. Die Schreibweise in allen Texten läuft auf das Darstellen der Erlebnisse der Hauptprotagonisten hinaus, die den Ich-Erwerb konstituieren. Die Anhäufung dieser Erfahrungen weist zwei entscheidende Phasen auf: als erstes die Identitätskrise, auf die die Identitätssuche folgt.³⁵

In *Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht* und *Stille Zeile Sechs* dient die Erinnerung als ein Mittel zur Identitätssuche, woraus sich ergibt, daß die Hauptprotagonisten von Anfang an reflexionsfähig sind. Das Rückblenden in ihre Geschichte ermöglicht ihnen ein bewußtes Nachvollziehen der Identitätskrise. Im Roman *Stille Zeile Sechs* beginnt die Handlung mit der Beerdigung von Professor Beerenbaum; durch den Rückblick verfolgt Rosalind den für ihre Identität entscheidenden Lebensabschnitt; dessen ist sie sich von Anfang an bewußt. Daher darf man bei diesen beiden Hauptgestalten von einer Selbstreflexion sprechen, die sich als Bildungsweg erweist.

Bei Viktor Kösling dagegen handelt es sich um eine Ich-Verwirrung, die ihm erst im Laufe der Handlung bewußt wird. Der Protagonist erlebt „eine normative Identitätskrise“,³⁶ d.h. eine für das Jugendalter charakteristische Krise. In dieser Phase trifft ein Individuum „Entscheidungen, die [...] zu immer endgültigeren Selbstdefinitionen, zu irreversiblen Rollen und so zu Festlegungen fürs Leben führen“.³⁷ Der andere Charakter der Identitätsverwirrung hat zur Folge, daß das Integrieren sozialer Rollen in das Ich nicht mehr durch die Selbstreflexion erreicht wird, sondern durch ein für das junge Alter typisches, instinktives Handeln.

Allen drei Werken gemeinsam ist die Auffassung des Staates, in diesem Fall der DDR. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die von ihm aufgezwungenen Rollen und dann die Sanktionen (wenn nicht im engsten Sinne des Wortes, dann in Form der in ihrem Bewußtsein verwurzelten Angst) das Entfremdungsgefühl bei den Protagonisten verursachten. Die Spaltung ihres Bewußtseins könnte nur dann beseitigt werden, wenn das vom Selbsterhaltungstrieb geprägte, zu verdrängende

³⁵ Vgl. Kazimierz Dąbrowski: *Osobowość i jej kształtowanie poprzez dezyntegrację pozytywną*. Lublin 1984. Dąbrowski liefert eine Analyse der Persönlichkeitsbildung, deren Phasen er „ursprüngliche Integration“, „Desintegration“ und „sekundäre Integration“ nennt. Eine positive Desintegration führt zur harmonischen, vollkommenen sekundären Integration des Ichs.

³⁶ Ein Begriff von E. H. Erikson nach Norbert Ratz: *Der Identitätsroman. Eine Strukturanalyse*. Stuttgart 1994, S. 145. Vgl. Dąbrowski (wie Anm. 35), S. 60–66. Im Jugendalter erlebt man, nach Dąbrowski, eine einstufige Desintegration, die meistens zu keiner Vervollkommnung der Persönlichkeit führt.

³⁷ Ebenda, S. 145.

Ich dem durch Entfaltungstrieb gesteuerten untergeordnet wird.³⁸ Der Staat hemmt diesen Prozeß; das Gefühl der Sicherheit, ein lebensnotwendiges Bedürfnis, wird bei den Protagonisten ständig bedroht. Rosalind Polkowski strebt nach einer Abrechnung mit ihrer Vergangenheit; durch die Auseinandersetzung mit der unbeugsamen Identität ihres Vaters und Professor Beerenbaums als Träger der Ideen des Kommunismus versucht sie, ihr eigenes harmonisches Ich zu schaffen. Die schon erwähnte Doppelmoral, zu der sie von dieser Generation gezwungen wurde, verhinderte die Integration ihrer Identität. Sie verdrängt ihre Erfahrungen, anstatt sie zu akzeptieren; ihre Persönlichkeit gleicht der ursprünglichen.³⁹ Über die ersten Ansätze zur Bildung eines harmonischen Ichs (der Entfaltungsdrang, das Bewußtwerden der Krise, die Selbstreflexion, das Schuldgefühl) gelangt sie nicht hinaus.

Der Protagonist in *Vierzig Jahre. Ein Lebensbericht* kommt eher durch eine Synthese als die Verdrängung seiner Erfahrungen zu einer fest konstituierten Identität. Ihre Einflüsse, d.h. die des inneren, gewünschten und erstrebten Ichs, auf seine Vorgehensweise werden stärker als die der Umgebung. Dank dessen entwickelt sich bei dem Hauptprotagonisten die Fähigkeit, der äußeren Welt zu widersprechen und sich nach seinen eigenen Bedürfnissen und Erwartungen zu richten.⁴⁰ Viktor Köslings Persönlichkeit ist dagegen durch Einflüsse seiner Umwelt so stark beschränkt, daß seine Bewußtseinsuche scheitert, was ihn als einen Anti-Helden erscheinen läßt.⁴¹

Die Hauptgestalten aller drei Texte setzen sich mit ihrer Umwelt, ihren Rollen und Schuldgefühlen auseinander. Dadurch suchen sie eine Abrechnung mit der Zeitgeschichte. Angesichts dieser Konflikte erweist sich die Suche nach der Identität als ein gewichtiges Thema der Wende-Literatur.

³⁸ Vgl. Dąbrowski (wie Anm. 35), S. 94–108.

³⁹ Vgl. ebenda, S. 134–145.

⁴⁰ Vgl. ebenda, das Problem des dritten Faktors: S. 101–106.

⁴¹ Die Sekundärliteratur zu den drei Werken untersuchte das Problem der Identität bisher nicht.